



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Elisabeth Charlotte als Philosophin

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Elisabeth Charlotte als Philosophin



ie immer das Verhältnis zwischen dem aus den Thatsachen und Zuständen hervorgehenden Volksglauben und den führenden Denkern theoretisch und grundsätzlich bestimmt werden mag, für den Rationalismus des vorigen Jahrhunderts steht es fest, daß er in den Köpfen der Gebildeten schon herrschte, ehe ihn die Gelehrten in wissenschaftlicher Form verkündigt haben. Man sieht das deutlich in den Briefen der Elisabeth Charlotte von Orleans. Sie ist dem größern Publikum bekannt als die kerndeutsche Frau am Hofe des Sonnenkönigs und des Regenten und als die Verfasserin zahlloser Briefe (sie schrieb viele Jahre lang täglich vier, des Sonntags manchmal zwölf), die sich durch unbedingte Aufrichtigkeit, Temperament, Humor und derbe Natürlichkeit auszeichnen; aber für den Geschichtsliebhaber bilden diese Briefe außerdem eine unerschöpfliche Fundgrube wertvoller Erkenntnisse, u. a. auch der, daß um das Jahr 1700 der Umschwung aus der Orthodoxie in den Rationalismus in ziemlich weiten Kreisen schon vollzogen war.

Charlottens Religion war auch nach ihrem erzwungenen Übertritt zum Katholizismus die reformirte. Wir lassen uns auf eine Darstellung ihres religiösen Lebens nicht ein und beschränken uns auf die Bemerkung, daß sie täglich die Bibel las, in dem Glauben an die Prädestination, d. h. in ihrem Sinne an die von Gott vorherbestimmte unabänderliche Verkettung der Ereignisse, und in dem unbedingten Vertrauen auf Gott Trost in allen Drangsalen und einen festen Halt fand, und daß sie das Wesen der Religion in Nächstenliebe und Rechtchaffenheit setzte. Grundehrlich und aufrichtig, wie sie war, lebte sie ihre Religion. Sie war hilfreich, so weit sie konnte, aber nicht im mindesten sentimental; sie bekannte offenherzig, daß sie sich selber der Nächste sei, daß in der Rücksicht auf ihre standesgemäßen Bedürfnisse ihre Hilfsbereitschaft die Grenze finden müsse, und daß sie sich durch den Gedanken an die Leiden ihrer Mitmenschen weder den Appetit noch ein Vergnügen verderben lasse. Streng festhaltend an den Grundsätzen einer schlicht bürgerlichen Rechtchaffenheit, die schon dem deutschen, geschweige denn dem französischen Adel fremd waren, war sie die einzige Person am französischen Hofe, die nicht mehr ausgab, als sie einnahm, ihre Lieferanten pünktlich bezahlte, auch in der größten

Geldflemme keine Schulden machte und sich von dieser Handlungsweise durch niemand und nichts auch nur vorübergehend abbringen ließ. Das reformirte Christentum hatte am entschiedensten sowohl mit allem Symbolischen und allem Ceremonienwesen im Gottesdienst wie mit aller Speculation über jenseitige Mächte, die sich in der Phantasie der Völker zwischen Gott und die sichtbare Welt einschoben, gebrochen. Damit war zwar eine Phantasiethätigkeit gehemmt, der die Kunst und das Gemüt viel zu verdanken haben, aber dafür war freie Bahn geschaffen für die Beseitigung alles Aberglaubens, wenn auch ganze kalvinistische Gemeinden, namentlich die schottischen, infolge ihres tiefen Bildungsstandes dem düstersten Aberglauben, dem Hexenwahne, noch lange ergeben blieben. Da ist es nun interessant, zu erfahren, wie völlig frei von allem Aberglauben „Madame“ schon in der Zeit war, wo in Deutschland und Schottland noch die Hexenbrände rauchten. Sie hört gern Märchen und Gespenstergeschichten, versichert aber, sie glaube weder an Gespenster „noch follets noch nichts dergleichen.“ Sie freut sich, daß es gelungen sei, die Erscheinung „blutiger“ Ähren natürlich zu erklären, „denn zu unsern Zeiten verändern sich die Menschen nicht mehr in Pflanzen, als wie zu Aeneas Zeiten, da er des Polidore Blut noch in einem abgerissenen Ast fand von einem Baum.“ Wo man an Geister glaubt, erwidert sie auf die Mitteilung einer Spukgeschichte, sieht man allzeit welche; hier (in Paris) glaubt man nicht daran, also sieht man keine. Geister, gestehe ich, schreibt sie am 26. Juli 1699 an ihre liebe hannöversche Tante Sophie, „habe ich große Mühe zu glauben, denn wäre etwas so uns unbekannt und sich doch wissen [weisen, offenbaren] könnte, würde man mehr Gewißheit davon haben können, den[n] ordinarie die Geister erscheinen nur ahn abergläubliche Leutte, ahn trunkene oder ahn betrübten, so mit dem Milz geplagt sein, auf was die sagen, kann kein Grund gesetzt werden, examinirt man weiter, findt man Betrug, Dieb oder galanterie.“*)

Sie stand, zumal in Frankreich, keineswegs allein mit diesen aufgeklärten Ansichten. Als die Wundergeschichten der Rosenkreuzer Aufsehen erregten, meinte sie, in Frankreich sei der popel nicht mehr so einfältig, solchen Schwindel zu glauben. Am 19. September 1713 erzählt sie der Tante, zwei verständige Männer hätten in einer Gesellschaft bei Mademoiselle de Détar erklärt, sie hätten nie an Geister geglaubt, seien aber jetzt davon überzeugt; der eine sei ihres Sohnes Lehrer, der Abbé Dubois, der andre Fontenelle von der Akademie. Ihr Sohn jedoch meine, Fontenelle habe nur einmal die Gelegenheit wahrgenommen, sich gläubig zu stellen, um sich vor den Verfolgungen der ihm feindlichen Jesuiten zu sichern, die ihn als einen Ungläubigen verschrieen, was aber Dubois anbetrifft — das sagt nicht mehr ihr Sohn, sondern sie selbst —, so sei er der größte fourbe und Betrüger von Paris und sei ihm kein Wort

*) Galanterien nannte man damals die illegitimen Liebesverhältnisse.

zu glauben. Allerdings, gesteht sie bei andern Gelegenheiten, verlegten sich in Paris viele Herren und Damen auf Zauberkünste und wollten alle „ehrliche Hexenmeister“ werden; aber zu diesen Narrheiten verleiteten nur der Luxus und die Geldnot; weil es auf keine andre Weise mehr gehe, wollte man es noch mit der Kabbala versuchen und la pierre philosophale finden. Auch die religiöse Vorurteilslosigkeit der Franzosen lobt sie wiederholt. „Man sagt, daß die Katholischen noch ahn etlichen Orten die Bibel nicht lesen dürfen, aber zu Paris ist es ganz erlaubt, wie ich in Frankreich bin kommen, war es nicht die mode, die Bibel zu lesen, hernach aber kam es auf einmal, wie es zugegangen, habe ich niemalen erfahren können.“ Wahrscheinlich hat sie selbst es in die Mode gebracht, wie sie einmal die Pelzmäntel in Mode gebracht hat. Anfänglich hatte man sie wegen ihres Pelzes ausgelacht, dann aber, als des Königs Gunst anfang, sie zu bestrahlen, und zwar gerade zu einer Zeit, wo sie den Pelz trug, ließen sich alle Damen am Hofe genau solche Pelze machen. Sie lachte über die Närrinnen, die alles nachahmten, das vernünftigste wie das verrückteste, was sie an einer Person sähen, die beim König in Gunst stehe; sie selbst ist nur darauf bedacht, sich nach dem Wetter warm oder leicht anzuziehen, achtet aber im übrigen so wenig auf ihre Kleidung, daß sie meistens gar nicht weiß, welches Kleid sie anhat. Man darf daher auch keinen Widerspruch darin finden, wenn sie ein andermal schreibt, niemand läse in Paris die Bibel; die Mode wechselte eben auch darin, wie in allem; auch das Siegen und vor dem Feinde Fortlaufen sei bei den Franzosen Modesache, spottet sie nach der unglücklichen Wendung im spanischen Erbfolgekriege. Das wesentliche ist, daß man nicht daran dachte, das Bibellese zu verbieten, wie man denn auch Meinungen gegenüber tolerant war. In Frankreich, schreibt sie 1698, also schon unter der Herrschaft der „alten Gott,“ wie sie die Maintenon gewöhnlich nennt, „lest [läßt] man die opinionen, wie man will, wenn man nur keine Bücher macht, in die Meß und ins salut fleißig geht, in kein Partei von der Kaballe ist, denn kann man glauben, was man will, man bekümmert sich ganz nicht drum.“ Das Meß- und Salutbesuchen aber geschah — den kleinen Kreis der aufrichtig gläubigen Maintenon ausgenommen — bloß des „popels“ wegen, denn von den Gebildeten gab, wie Charlotte wiederholt versichert, niemand etwas auf das „lateinische Geplärr.“ An ihre Schwester Amalie Elisabeth schreibt sie 1705: „Die französische Katholische sind bei weitem nicht wie die Deutsche, Spanier, Portugiesen und Italiener. Erstlich so kann man sie nicht vor Papisten schelten, denn sie fragen den Papst gar nichts nach und halten ihn nicht vor unfehlbar, sondern nur vor das Haupt der Geistlichen. Man liest fleißig die heilige Schrift hier, und es ist gar nicht verboten. Der popel hat Aberglauben, aber die ehrliche Leute und Leute von condition gar nicht.“ Aber auch von den Italienern weiß sie, daß sie aufgeklärter sind als die Deutschen. Sie lacht darüber, daß sich hessische Prinzen

so vor einer Reise nach Italien fürchten; in Deutschland seien die Katholischen viel abergläubischer als in Italien. Man braucht sich nur daran zu erinnern, daß die gebildeten Italiener und Franzosen in der Renaissance größtenteils Heiden und Philosophen geworden waren, und daß die äußerliche Rückkehr zum Glauben ein Werk der Inquisition war, wozu die Reformation genötigt hatte. Auch die Verfolgung der Reformirten in Frankreich, das sah Charlotte deutlich, entsprang keineswegs einem Wiederaufflammen des Fanatismus im Volk oder in den höhern Ständen, sondern nur dem Zusammentreffen des hierarchischen Interesses mit dem Umstande, daß eine einzelne bigotte Person den König ihrem Pantoffel unterworfen hatte.

Was die religiösen Spaltungen anlangt, so glaubte Elisabeth Charlotte, daß alle vernünftigen Menschen, die Heiden inbegriffen, eigentlich dieselbe Religion hätten, die darin bestehe, daß man Gott durch einen rechthaffnen Lebenswandel ehre; die äußern Formen, die gottesdienstlichen Gebräuche, seien gleichgiltig und müßten notwendigerweise nach Zeiten und Ländern und nach dem Grade der religiösen Erkenntnis verschieden sein; im Grunde genommen, habe ein jeder seine eigne Religion „apart nach seinem Humor.“ Diese Mannichfaltigkeit sei an sich kein Hindernis der Eintracht. Die Mitglieder der verschiedenen Konfessionen könnten sich ganz gut mit einander vertragen, wenn „die verfluchte Pfaffe“ nicht wären, die aus Herrsucht Streit erregten und die Versöhnung hintertrieben. Wegen der Macht der Geistlichkeit, und weil auch die Regierungen die Spaltung beförderten, um unter dem Deckmantel der Religion politische Zwecke zu verfolgen, hält sie die vom hannoverschen Hofe*) ausgehenden Einigungsbestrebungen für aussichtslos, stimmt aber mit der Tante und mit Leibniz in der Ansicht überein, daß die Kirchenspaltung unnötig gewesen und vom Übel sei. „Ich bin persuadirt, schreibt sie an ihre Stiefschwester Luise, daß Doktor Luther besser gethan hätte, keine aparte Kirch zu machen, sondern nur die papstliche Irrtum als zu widerstreiten, so hätte er vielmehr guts ausrichten können. . . . Dr. Luther ist gewesen wie alle Geistlich in der Welt, so alle gern Meister sein wollen und regieren; aber hätte er ahn das gemeine Beste der Christenheit gedacht, würde er sich nicht separirt haben. Er und Calvin hätte tausendmal mehr guts ausgerichtet, wenn sie sich nicht separirt hätten und, ohne geraß zu machen, unterrichtet hätten; die albersten romische Instruktionen würden allgemach von sich selber vergangen sein. Wenig

*) Nanke erinnert daran, daß die Kurfürstin Sophie reformirt, ihr Gemahl lutherisch, dessen Bruder und Vorgänger im Herzogtum Hannover, Johann Friedrich, katholisch war. Die Kurwürde erhielt Sophiens Gemahl Ernst August erst 1692. Selbstverständlich hatte Elisabeth Charlotte viel von dem dort herrschenden Geiste in sich aufgenommen, aber die Grundzüge ihres Charakters, auch der freie, vorurteilslose Sinn, waren ererbt; sie war darin ganz das Ebenbild ihres Vaters, des Kurfürsten Karl Ludwig, dessen gute Charakterzüge sie, wie Häuffer in seiner Geschichte der Pfalz sagt, in sich vereinigte ohne die weniger guten.

Geistliche hören gegen ihr Interesse,*) also war nicht zu hoffen, daß man Lutherus hören könne, so sehr dawider lief; aber hätte er Rom gewähren lassen und Frankreich und die Deutschen allgemach den Irrtum gewiesen, würde er viel mehr mit ausgerichtet haben." Ja, wenn nur Rom und die deutsche Pfaffheit ihn hätte gewähren lassen!

So waren also zwei Wege aus dem dogmatischen Christentume heraus geöffnet; auf der einen Seite der schweizerische Protestantismus, der, nachdem man der dogmatischen Streitigkeiten müde geworden war, als reiner Monothetismus da stand, von dem aus man nur noch einen Schritt zum philosophischen Deismus der vornehmen Engländer hatte, auf der andern Seite der heidnische Humanismus der romanischen Länder, der wieder hervortrat, sobald die Wogen der Gegenreformation abfluteten, und in der Seele der Herzogin von Orleans trafen beide Geistesrichtungen zusammen. Schon zu ihrer Zeit war die Aufklärung der französischen Gesellschaft zum völligen Unglauben fortgeschritten. Als ihre Tochter, die Herzogin von Lothringen, des Kaiser Franz I. Mutter, 1718 zum Besuch bei ihr weilte, findet sie das Pariser Leben nicht bloß der Laster wegen abscheulich, sondern auch, weil die jungen Leute nicht mehr an Gott glauben. Die Fasten, schreibt Charlotte 1705 an Amalie Elisabeth, halte sie nicht; in Paris seien die Pfaffen nicht so beherzt, den Teufel zu den Damen zu schicken; „die Damen sind zu sehr gedenissirt [?] hier, und wenige fürchten den Teufel.“ Fünfzehn Jahre später schreibt sie einmal: „Man liest hier im Land nicht allein die Bibel nicht, sondern die meisten pikiren sich, sie nicht zu glauben.“ Sie findet es abscheulich, daß es nicht mehr Mode sei, an eine andre Welt zu glauben; sie sagt das „platt heraus“ und wird dafür ausgelacht, „aber ich frage kein Haar danach, sage allzeit meine Meinung platt heraus.“ Nun hatte freilich dieser Unglaube eine sehr unlautere Quelle: man glaubte nicht mehr an jene Welt, weil man bei dem Lasterleben, das man führte, Grund hatte, sie zu fürchten. Das hatte die doppelte Wirkung, daß nicht wenige — Charlotte erzählt einen Fall — vor dem Tode zu Kreuze krochen und äußerst erbaulich starben, und daß andererseits die offizielle Religion zur reinen Komödie wurde. „Der Glaube, heißt es in einem Briefe vom Jahre 1699, ist hier nun im Lande dermaßen erloschen, daß man schier keinen jungen Menschen mehr sieht, so nicht athée sein will, aber was ahm möglichststen ist, ist daß eben derselbe so den athée zu Paris agirt, den devotten bei Hof spielt, man pretendirt auch, daß alle die Cygenmord, so wir seider eine Zeit hero in so großer Menge haben, von dem atheysme kompt.“ Nur war das wieder ein neuer Anstoß zur gänzlichen Beseitigung der Religion, denn wie konnte sich eine Religion im Volke halten, deren Gebräuche

*) Die Geistlichen sind nicht allein so geartet, daß sie Wahrheiten und Forderungen gegenüber, die ihrem Interesse widerstreiten, taube Ohren haben.

von den Vornehmen mit der ausdrücklichen Beteuerung beobachtet wurden, daß man nicht daran glaube?

Charlotte selbst war des jenseitigen Lebens keineswegs gewiß, aber im Gegensatz zu ihrer französischen Umgebung zweifelt sie aus theoretischen und glaubt sie, oder wünscht sie wenigstens glauben zu können, aus praktischen Gründen. Mit dem Tode und dem, was dahinter kommen mag, oder vielleicht auch nicht kommen mag, beschäftigt sie sich sehr viel, und das ist nun der Punkt, wo ihre Religion ganz deutlich in Philosophie übergeht. Obwohl ihr das Leben oft leid genug ist und ihr zuletzt nichts mehr Freude macht, findet sie es doch bien désobligeant, daß jeder sterben muß. Bei Todesfällen von Personen, die sie liebt, findet sie nicht im mindesten einen Trost darin, daß man selbst sterben müsse, vielmehr das Gegenteil von Trost. Sie zitiert beifällig das Wort einer Dame, die beim Tode einer Bekannten bitterlich weint und jemand, der sich über diese Teilnahme für eine der Weinenden sonst gleichgiltige Person wundert, zur Antwort giebt: *Mon dieu, que tu es sot, de croire, que je pleure cette personne; ce n'est pas elle que je pleure, mais bien moy-mesme, puis qu'il faut, que je meure aussi bien qu'elle, et sa mort m'en fait souvenir.* Wenn sie ihre Stimmung bis auf den Grund erforscht, so findet sie, daß sie den Tod weder fürchtet noch wünscht; da nun einmal gestorben sein muß, so wünscht sie eines raschen Todes zu sterben, um nicht lange von der Vorstellung des Bevorstehenden gequält zu werden. Die Besorgnis, die eine ihrer Schwestern äußert, die in Südfrankreich ausgebrochne Pest möchte nach Paris kommen, fertigt sie kurz mit der Bemerkung ab: „Es wird mir nur begegnen, was Gott der allmächtige über mich verfahren hat. Stirb ich von der Pest, so werde ich nicht von was anderst sterben.“ Den Glauben an ein jenseitiges Leben findet sie nützlich, sowohl weil er die Laster zu zügeln geeignet sei, als auch des Trostes wegen. „Ich finde, daß, wen es gleich nicht wahr sein sollte, daß ein ander Leben seie nach dießem, so were es doch woll gethan, sich solches einzubilden, umb sich zu trösten, den nichts anderst zu sein, als der Würmer Speiß, ist gar etwas zu abscheulich.“ Aber freilich, nichts gewisses weiß man nicht! „Alles, was man uns von jener Welt sagt, ist gar unbegreiflich. Mir gefiele der metamlicose*) nicht übel, wen man sich dabei erinnern könnte, was man gewesen were [sonderbarer Geschmack! gerade das Erinnern wäre bei der Seelenwanderung durch Tierleiber schrecklich!], den zu sehen, daß man nicht ganz abstirbt, wäre ein großer Trost im Sterben, aber wie die Sachen beschaffen sein, ist es gar nicht ahngenehm.“ Nach dem Tode ihres Mannes, am 30. Juni 1701, schreibt sie: „Wen man

*) Das l für s ist wohl nur Schreibfehler; Charlotte verschrieb sich oft und las das Geschriebne grundsätzlich niemals durch; die Frage der Metempsychose scheint damals in Hannover lebhaft erörtert worden zu sein.

in jener Welt wissen könnte, was in dieser vorgeht, glaube ich, daß S. L. S. [Ihre Liebden selig] Monsieur sehr content von mir würden sein, den in den Kisten habe ich alle Brieffe, so die Buben [seine Günstlinge] ihm geschrieben, aufgesucht und ungelesen verbrennt, damit es nicht in andre Hand kommen mögte.“ Aber sie hält es nicht für wahrscheinlich. Wollte Gott, schreibt sie zu einer andern Zeit an Luise, daß man sich in jener Welt wiedersehen und kennen könnte, so würde ihr der Tod leichter ankommen. Allein weil in jener Welt sein wird, was kein Aug gesehen, kein Ohr gehört und nie in keines Menschen Herz gekommen, so sei nicht zu glauben, „daß etwas dort wie hier sein wird. Zudem, so glaube ich, daß, wenn man sich in jener Welt dieser erinnern können würde, man nicht durchaus glücklich in der Seligkeit, noch durchaus unglücklich in der Verdammnis sein könne; den man würde sich doch immer vor die interessiren, so man lieb hat, und Part nehmen, wens ihnen woll oder übel gehen würde. Also schließe ich, daß jene Welt ganz was anderst sein müsse, und daß man ahn nichts mehr gedenken wird als unsern Herrgott und den zu loben. Also kan mich mein eigen Tod nicht trösten über die, so ich verloren habe; und kann mich nur trösten, alles was hier böß und verdrießlich ist, zu verlassen und eine ewige Ruhe zu genießen.“ Charlotte scheint nicht gewahr zu werden, daß durch diese Annahme der Glaube an die persönliche Fortdauer nach dem Tode allen praktischen Wert verliert. Die Person, in die ich mich nach dem Tode verwandle, mag immerhin stofflich dieselbe sein wie mein irdisches Ich, wenn zwischen uns beiden die Kontinuität des Bewußtseins aufgehoben ist, dann ist sie eine andre Person als ich, und ihre Seligkeit oder Verdammnis ist mir so gleichgiltig wie das Schicksal irgend welcher jezt lebender Mongolen, von deren Existenz ich nichts weiß. Der Trost, wie sie ihn am Ende der obigen Stelle beschreibt, unterscheidet sich nicht von der Hoffnung des Hindu auf Nirwana.

Am merkwürdigsten sind zwei Äußerungen aus den Jahren 1698 und 1699 an die Kurfürstin Sophie. „Ich finde, daß E. L. über die Massen schön und woll über dies alles rasoniren und kann nicht glauben, daß jemandes was dergegen zu sagen kan finden, den es ist ja sonentklar, daß nichts böses geschieht in der Welt ohne böß Naturell, und daß man das Gutte nicht lenen könnte, wenn kein bößes were [die beiden Frauen halten also das Böse für naturnotwendig], worinen die Pfaffen nicht so einig mit E. L. aber sein würden (wenn jemand dieses gnädige Schreiben sehen sollten), ist, daß E. L. die ewige Verdammnis in Zweifel stellen, welche sie doch absoluto haben wollen, es ist auch ihr Interesse, das mans glaubt.“ Der Gedanke an die Hölle an sich ist ihr unheimlich, wenn sie auch wieder der ihr verhaßten Personen, besonders Louvois wegen, nicht gern darauf verzichten möchte. „Es graust mich recht, heißt es in einem Brief an Luise, wen ich ahn alles gedenke, so Monsieur de Louvois hat brennen lassen. Ich glaube, er brent braff in jener Welt davor, den er

ist so plötzlich gestorben, daß er nicht die geringste Reiz hat haben können.“ Auch „der alten Gott“ und der Montespan wünscht sie dasselbe Schicksal von Herzen, aber so recht dran glauben kann sie doch nicht, wie man aus der andern merkwürdigen Stelle ersieht; sie lautet: „Ich gestehe, daß ich lieber wolte, daß die metamsicose war were, als die Helle, oder [soll offenbar heißen: aber] daß unsere Seele sterblich were, daß kan ich ahm wenigsten leiden, und leider so ist hierzu mehr aparentz als zu den zweien andern, ich glaube, daß der so das Buch gemacht, daß keine Helle seie, es aus Barmherzigkeit gethan, die Sünder zu trösten.“ Sie hält also die Vernichtung des ganzen Menschen für das Wahrscheinlichere. Noch deutlicher hatte sie sich darüber schon 1690 ausgesprochen in einer Stelle, die zugleich dem christlichen Anthropomorphismus zuleibe geht. „Monf. Helmonts^{*)} Meinung will mir nicht recht im Kopf, den ich kan nicht begreifen, was die Seele ist, und wie sie in einen andern Leib kan kommen, nach meinem schlechten Sin zu rasoniren, solte ich eher glauben, daß alles zu Grunde geht, wen wir sterben und nichts von uns übrig bleibt, und jedes Element, wo von wir worden, seine Partie wieder zu sich nimbt und [umb?] wieder was anders zu machen, es seie ein Baum oder Kraut oder sonst was, das wieder zur Nahrung der lebendigen Kreaturen dient,^{**)} die Gnade Gottes, deucht mir, kan allein die Seele unsterblich glauben machen, den natürlicherweise kompt es einem eben nicht im Kopf, insonderheit, wen man sich [bedeutet wohl: darüber nachsinnt], wie die Leute wehren [beschaffen sein würden], wen sie einmal gestorben sein, Gott der allmächtige ist so unbegreiflich, daß mir deucht, daß es seiner Allmacht zuwider und zu kleinerlich ist, wen wir ihn in den Schranken unsrer Ordre wollen einschließen, wir Menschen, die Reglen haben, können gutt oder böß sein, nachdem wir die Reglen folgen oder dawider thun, aber wer kann dem Allmächtigen Geseze geben, auch

^{*)} Wir vermögen nicht zu sagen, ob der öfter zitierte Helmont, der die Seelenwanderung gelehrt zu haben scheint, der 1644 verstorbene holländische Arzt und Naturforscher dieses Namens ist; Charlotte sagt einmal von ihm, unter Gott verstehe er offenbar nichts andres, als was man gewöhnlich die Natur nenne.

^{**)} Tante Sophie scheint einmal darauf hingewiesen zu haben, daß nach Leibnizens Monadentheorie auch die Tierseelen unsterblich sein müßten. Charlotte erwidert darauf am 30. Dezember 1696: „Daß die Tier nicht ganz absterben, tröst mich sehr vor meine liebe Hündges [ohne Zweifel verschrieben für Hündger, wie sie sonst immer schreibt] des Cartes opinion von das Uhrwerk [Descartes erklärte bekanntlich die Tiere für Maschinen] ist mir sehr abgeschmact vorkommen, ich ambarassirte einmal einen Bischoff, so ganz von des Cartes opinion ist, selbiger Bischoff ist von natur jalous, ich sagte zu ihm: Quand vous estes jalous estes vous machino ou homme, [hier soll wohl ein Fragezeichen stehen] car apres vous je ne connois rien de plus jalous que mes chien ainsi je vouderois savoir si c'est un mouvement de la machine ou une passion de l'ame, er wurde böß und ging fort ohne Antwort.“ Ihre „Hündger“ waren ihr lieber als die ganze Versailler Hofgesellschaft. Sie hatte sehr viele und meldete es mit Genugthuung ihren Korrespondentinnen, wenn in ihrer Wohnstube eine ihrer Hündinnen das Wochenbett abhielt.

ein rechtes Zeichen, daß wir nicht begreifen können, was Gottes Güte ist, ist, daß unser Glaube uns weist, daß er zwei Menschen erstlich erschaffen, denen er gerade einen Anstoß geben, um zu fehlen, den was war es nötig, einen Baum zu verbieten, hernach den Fluch auf alle die zu setzen, so nicht gesündigt hatten, indem sie noch nicht geboren waren, nach unser Rechnung geht das gerade gegen Güte und Gerechtigkeit, gegen Güte, indem er das Übel verhindern könnte, gegen Gerechtigkeit, indem die gestraft werden, so nichts davor können, und nicht gesündigt haben, weiters lehrt man uns, daß Gott der Vatter seinen einzigen Sohn vor uns geben hat, daß war ja nach unser Rechnung auch nicht gerecht, den der Sohn hatte nie [gesündigt] und konnte nicht sündigen, also deucht mich, daß es ohnmöglich ist, zu begreifen, was Gott mit uns macht [unser Herrgotts Marionetten seien wir, schreibt sie einmal], derowegen nur seine Allmacht zu admiriren ist, aber ohnmöglich von seiner Güte und Gerechtigkeit zu rasoniren.“ Höchst merkwürdig ist auch folgende Stelle: „Ich bin noch auf die hannoverische Manier und gar nicht devot, ich glaube, daß es ein groß Glück ist, wenn man es in der That sein kan, wie ich glaube, daß unsere Herzogin*) ist, und alles, was unmöglich scheint, glauben kan, als wen man es sehen thete, auch sich mit dem vergnügen, und stets zu reden, mit was man nie sieht und welches uns nie kein Antwort giebt, allein ich glaube auch, daß es eine gar elend Sache ist, sich ahnzustellen, als wen man devot were, und daß man es nicht ist, den sich Jahr und Tag zu langweilige Sachen zu zwingen, ohne persuadirt zu sein, damit bringt man sein Leben kiederlich zu, ich bin nicht glücklich genung, einen so starken Glauben zu haben, um Berge zu versetzen, und bin zu aufrichtig, um mich ahnzustellen, als wen ich devot were, ohne es zu sein, derowegen kontentire ich mich nur, mich nicht gröblich gegen die Gebotte zu versündigen und meinem Nächsten nicht leid zu thun, Gott den allmächtigen den admirire ich, ohne ihn zu begreifen, ich lobe und preiße ihn morgens und abends und laß ihn ferners walten und ergebe mich in seinen Willen, den ohne das weiß ich woll, daß nichts geschehen kan, da wissen G. L. nun alle meine Devotion.“ Millionen Kirchgänger sind so unfähig wie Charlotte, an langen Gebeten innern Anteil zu nehmen, aber wo die Frömmigkeit Mode ist, wagen sie es nicht zu gestehen, gerade so wie sich Tausende in den Konzerten, die sie, Musikinteresse heuchelnd, besuchen, zum Sterben langweilen.

Mit der Überschrift dieses Aufsatzes haben wir die wackre Liselotte nicht etwa unter die zünftigen Philosophen einreihen wollen. Sie verdient den Namen einer Philosophin, weil sie die Welt und die Menschen denkend beobachtete, den Dingen auf den Grund ging und, was sie gefunden hatte, ehrlich

*) Der Prinz von Bourbon-Condé wurde gewöhnlich Monsieur le Duc, seine Frau demnach Madame la Duchesse genannt.

aussprach. Aber eine Gelehrte, wie ihr „Batgen,“ die „Königin in Preußen,“ Sophiens Tochter und Leibnizens Freundin, war sie nicht. Wir müssen wohl von Bagatellen reden, schreibt sie einmal an Luise, „Staatsfachen weiß ich wahrlich nicht, Philosophie verstehe ich nicht und noch weniger die Theologie, also muß man ja wohl mit mir reden, worauf ich antworten kan.“ Ihre eignen und der Verwandten persönliche und häusliche Angelegenheiten und Hofklatsch machen denn auch den Hauptinhalt ihrer Briefe aus. Sie studirte nicht eigentlich, las überhaupt nicht gar viel — außer der Bibel meistens nur Unterhaltungsschriften — und schrieb viel lieber, als daß sie las, weil ihr lebhafter und mittheilender Geist der Unterhaltung bedurfte. Der Briefwechsel ersetzte ihr die Unterhaltung mit Freunden, deren sie am Hofe sehr wenig hatte; Unterhaltung mit Personen, die ihr gleichgiltig waren, oder die sie haßte, bereitete ihr mehr Pein als Genuß. Alle Bücher über Religion, auch alle Andachtsbücher fand sie fad und langweilig, wie sie denn auch in jeder Predigt mit dem Schläse zu kämpfen hatte, selbst wenn sie einer jener großen Kanzelredner hielt, die Weltruf haben, und von denen sie selbst gestand, daß sie ganz räsionabel seien und nichts ridikulles sagten. Dabei war sie nichts weniger als eine Schlafmütze; wenn es ihr im höhern Lebensalter einmal begegnete, daß sie nach einem Spaziergang in großer Hitze ein wenig einnickte, schämte sie sich. Die einzige theologische Angelegenheit, die sie aufmerksam verfolgte, war der Streit zwischen Bossuet und Fénelon wegen des Quietismus. Bekanntlich lehrte Frau Guyon, daß man Gott ohne alles Interesse lieben, sich in die Liebe Gottes versenken und ihn walten lassen müsse, ohne irgend etwas zu thun, wofür sie in die Bastille gesperrt wurde. Fénelon billigte zwar nicht den Quietismus, wohl aber die Auffassung der uneigennütigen Gottesliebe in den Schriften der exaltirten Dame, und entwickelte seine eigne Ansicht darüber in den *Maximes des Saints*. Dieses Buch benutzten seine Gegner, an deren Spitze Bossuet stand, die Verbannung des Prinzenenerziehers vom Hofe in seine Diözese zu bewirken und setzten schließlich die Verdammung der „Ketzerien“ Fénelons in Rom durch. Am 17. Juli 1698 schreibt Charlotte an die Tante: „Ich glaube, daß die Erfüllung der Gnaden von Mad. Guyon E. L. wird lachen machen, es ist viel possirlicher, Mons. de Meaux [Bossuet] diese Historien verzehlen zu hören, als das Buch zu lesen [welches von den Büchern der Guyon gemeint ist, läßt sich nicht erkennen]. Er hat mich zu Marly im Spazierengehen recht divertirt, mir kompt Mad. Guyon wie eine rechte Märin vor, ich bin wohl E. L. Meinung, daß man wenig Leütte find, so einerlei Opinion haben, wie ich in Frankreich komme, machte man mich mit viellen Bischoffen und Erzbischoffen sprechen, umb, wie man sagte, meinen katholischen Glauben zu sterken, allein ich hatte Mühe, zu sehen, wo der katholische Glauben war, in general brachte man die Sach zwar gleich vor, in der Auslegung aber war kein einziger, der die Sach wie der andere glaubte, daß machte mich

damalen recht lachen, were aber recht ihr worden, wenn ich nicht vorher schon mein Partei gefaßt hette, und (wie jener Engländer sagte) *mon petit religion a part moy* genohmen hette, *Mons. de Meaux* hat viel Verstand und ist lustig und ahngenehm in seinen Diskursen.“ Vier Wochen später schreibt sie: „Ich bin mit *Mons. de Cambray* [*Jénélon*] und *Mons. de Meaux* wie die Kinder, so Papa und Mama lieb haben, ich halte viel von beiden, ich kann *Mons. de Meaux* nicht verdenken, *Mons. de Cambray* [und] *Mad. Gion* [die] wollen aus dem Kopf zu bringen, und *Mons. de Cambray* jammert mich, sich auf Verlitte verlassen zu haben, die ihn jetzt so verfolgen, er ist aber durch sein Wohlleben und Verstand zu estimiren, und *Mons. de Meaux* denselben gleichen, kan also keinen von beiden haßen, daß *Mons. de Cambray* *ambitieux*, ist nur zu war [damit dürfte sie *Jénélon* Unrecht thun], sonst wer er nicht so lang intime von *Mad. de Maintenon* gewesen, mit welcher er sozusagen eine Zeit lang regiert hatte, aber sie hat auf einmal geendert, und die so pretendiren, alles zu wissen, versichern, daß es seie, weillen er nicht hat raten wollen, daß der Heirat [des Königs mit der *Maintenon*] solle deklarirt [veröffentlicht] werden.“ Es gehe ihr, meint sie in einem andern Briefe, wie dem Pickelhäring, wenn er Richter ist; jedesmal scheine ihr der Recht zu haben, den sie zuletzt vernommen hat. Daß man *Jénélon* nicht erlaube, seine Entschuldigung zu drucken, während *Bossuet* nicht allein seine Streitschriften drucken lassen dürfe, sondern sogar den Befehl erhalte, Schriften gegen seinen Gegner zu veröffentlichen, findet sie sehr ungerecht. Ende September berichtet sie, ihr Sohn habe ihr gesagt, *Bossuet* rühme sich, daß er einen Mühlstein zurecht mache, damit *Jénélon* zu zermalmen, und fährt fort: „Ich habe woll gedacht, daß *E. L.* finden würden, daß der Erzbischof von *Cambray* sich woll verantwortet hat in seinem letzten Buch, weillen man aber mit dieser Entschuldigung nicht zufrieden ist, und *Mons. de Meaux* obligirt, ferner gegen ihm zu schreiben, glaube ich, was man mir lengst gesagt hat, nemblich, daß, weillen der arme Erzbischoff gegen die Deklaration von einem geheimen Heirat geraten hat, daß man ein Exempel ahn ihm geben will mit Verfolgung, damit andre Bischöffe und Erzbischöffe sich daran spiegeln mögen und stark zu der Sach raten [demnach würde auch die dogmatische Verurteilung des Quietismus in Rom auf den Umstand zurückzuführen sein, daß *Jénélon* der *Maintenon* in ihrer Eheangelegenheit im Wege gestanden hat]. Ich bin von Herzen froh, daß *E. L.* die theologischen Sachen im Anfang von *Mons. de Cambrays* Buch [es mag wohl die Réponse auf *Bossuets* Relation du Quietisme gemeint sein] nicht verstehen, ich meinte, meine Ignoranz were es allein schuld, daß ich es nicht habe begreifen können, weillen *E. L.* es aber auch schwer zu verstehen finden, muß es wohl in der That schwer zu verstehen sein, ich habe von Herzen gelacht, daß *E. L.* sagen, daß es die Pfaffen jetzt wie die Doktors und Apothekers machen, damit sie niemandes verstehen kan, als sie unter einander.“ Später

bemerkt sie einmal, zu allen Zeiten fänden sich rasonable Leute und Thoren, „aber was mich wundert, ist, daß die, so rasonabel sein, sich oft von Einfaltigere, als sie selber sein, ganz blindlings führen lassen, Mons. de Meaux in familiärer Konversation, ist nicht facheux noch verdrießlich, hat auch niemandes nie nichts zuleid gethan, wolte die alte Zot nicht, daß er diesen verfolgt, würde er ihn wohl in Ruhe gelassen haben, es ist ihr aber nicht gutt etwas abzuschlagen, und ehe man sein fortun verliert, will man lieber andere ihre verlieren machen, das ist zwar nicht generös, aber sehr nützlich.“ Fénelons Télémaque entzückt sie; sie hat ihn im Manuskript gelesen; hat aber versprechen müssen, keine Abschrift davon anfertigen zu lassen, deshalb kann sie der Tante keine schicken; Gott gebe, wünscht sie, daß die Lehren dieses Buches „dem Duc de Bourgogne [Fénelons Zögling] Impression geben mögen, den wen er sie folgt, wird er mit der Zeit ein großer König werden.“ Leider ist der Herzog vor seinem Großvater gestorben. Später bemerkt sie einmal: „Wen ich Télémaque lese, regrettire ich, daß Mons. de Cambrai nicht mehr en faveur ist.“ Die Verfolgung der Quietisten verurteilt sie wie alle Religionsverfolgungen*); die armen Leute thun ihr leid, obwohl sie unter den „Jesuwitern“ mehr Freunde hat als unter den Pietisten, wie sie die Quietisten — übrigens ganz richtig — gewöhnlich nennt.

Noch weniger als theologische Fachschriften hat Charlotte philosophische gelesen. „Ich habe nie von dem Philosophen Spinoza gehört, schreibt sie 1706 an Amalie Elisabeth, war es ein Spanier? Den mich deucht, der Name ist spanisch.“ Das ist um so auffallender, als ihr Vater, der Kurfürst Karl Ludwig, dem Spinoza eine Professur in Heidelberg angetragen hatte, die dieser echte Philosoph ausschlug, um seine Unabhängigkeit zu wahren. Cartesius wird nur einmal, in der oben angeführten Stelle, von ihr erwähnt. Leibniz kam erst an den hannöverschen Hof, als sie schon fort war. Mit ihm hat sie nur wenige und kurze Briefe gewechselt. „Herr Leibniz, dem ich etlichmal schreibe, heißt es in einem Briefe an Luifen, giebt mir die vanitet, daß ich nicht übel teütsch schreibe; das tröst mich recht, den ich würde recht betrübt sein, wen ichs vergeffen solte.“**) In einem Briefe an die Tante vom

*) Über die Verfolgung der Reformirten macht sie unter anderm die gute Bemerkung, die einzige Wirkung, die die Verfolgung von Meinungen hervorbringe, sei, daß man damit die Leute obstinat mache. Als einmal deutsche Pastoren gegen eine Kleidermode predigen, meint sie, daß sei nicht allein an sich ungereimt, sondern auch das beste Mittel, der Narrheit eine recht lange Dauer zu sichern.

**) Sie schrieb an deutsche Verwandte nie anders als deutsch und konnte die deutschen Fürstinnen nicht begreifen, die einander französische Briefe schrieben. Sie bedauert sehr, daß sie aus Mangel an Übung im Sprechen doch manchen deutschen Ausdruck vergißt, und fragt manchmal nach der richtigen deutschen Übersetzung französischer Worte, wobei sie von ihren nicht übermäßig geistreichen Schwestern nicht besonders gut bedient wird. Ihrem Stiefbruder Karl Moritz, der ihr französisch schrieb, und den sie deshalb einmal getadelt hatte, erwiderte sie auf seine Ent-

18. Xbr 1695 dankt sie „demüthigt vor den getrückten Brief von H. Leibnitz, welchen ich sehr woll geschrieben finde und kann nicht begreifen, wie er eine so embrouillirte Sache so woll hat auslegen können.“ Im Januar 1699 will sie Leibnizens Meinung über die am französischen Hofe ausgebrochne Streitfrage hören, ob das neue Jahrhundert mit dem Jahre 1700 oder 1701 anfangen. Im Juli 1705 schreibt sie: „aus alles, was ich vom Herrn Leibnitz höre und sehe, muß er gar großen Verstand haben und dadurch ahngenehm sein, es ist rar, daß gelehrte Leute sauber sein und nicht stinken, und raillerie verstehen.“ Also von Studium der leibnizischen oder irgend einer andern Philosophie war bei ihr keine Rede.

So unwissenschaftlich jedoch Elisabeth Charlotte auch „räsonniren“ mag, das wesentliche der spätern rationalistischen Theologie und Philosophie besitzt sie schon. Sie zieht so ziemlich alle christlichen Dogmen in Zweifel, und wenn sie auch noch an der Lehre von der Erlösung festhält, steht die doch in keinem lebendigen Zusammenhange mehr mit ihrer Weltanschauung, was, nebenbei bemerkt, auch schon bei Calvin der Fall ist. Sie ist völlig frei von Aberglauben. In zwei wesentlichen Stücken unterscheidet sie sich jedoch von den ältesten Calvinisten. Sie hält ihre politischen Ziele nicht für den Willen Gottes, der sich in seinen Auserwählten offenbare, womit die Holländer und die Puritaner sehr gut, ihre Großeltern aber, der Winterkönig und seine Gemahlin, sehr schlecht gefahren waren, denn da sie sich in die Politik nicht einmischet, hat sie keine politischen Ziele, und sie verabscheut den Fanatismus und die Unduldsamkeit. Sie hält die Unterschiede der Konfessionen für unwesentlich und gleichgiltig und eine verständige hausbackne Moral für das Wesentliche der Religion. Sie hat einen Begriff von Gott, der jeden phantastisch-vertraulichen Verkehr mit ihm, die religiöse Innigkeit: alle Mystik und Pietisterei ausschließt; nur so weit geht sie nicht, wie manche Anhänger des in ihrer Umgebung neben dem Atheismus verbreiteten englischen Deismus; deren Glauben, daß sich Gott um die Angelegenheiten der Menschen nicht kümmere, findet sie schädlich, weil damit ein Zügel der Laster beseitigt werde. Sie ist überzeugt, daß wir vom Jenseits nichts wissen können und findet die christlichen Lehren darüber sehr unwahrscheinlich, hält aber, wie Kant, den Glauben daran für praktisch nützlich. Nur in einem Punkte ist sie nicht Rationalistin: gegen die Willensfreiheit spricht sie sich auf das entschiedenste aus; sie ist Deterministin

schuldigung: „Sobald ich weiß, daß Ihr, lieb Karl Moritz, daß liebe Teutsch nicht veracht und auch persuadirt seid, daß ich es nicht thue, so könnt Ihr mir nur schreiben, wie es Euch ahn gemächlichsten ist, und es ist wahr, daß das Französische kürzer ist als das Teütsche.“ Unausstehlich war ihr die Aussprache des Deutschen im Munde von Franzosen; das ewige *ic* und *ad* macht sie „ganz grüthlich“; sie findet, daß die Engländer, die sie übrigens noch mehr verabscheut als die Franzosen, das Deutsche doch weniger verhungzen, ihr accent sei dem deutschen ähnlicher als der französische.

wie Calvin, und wie es die Vertreter der modernen Wissenschaft seit Hegel wieder sind. Nehmen wir den Unglauben der französischen Gesellschaft hinzu, in der sie lebte, so müssen wir bekennen, daß der Sache nach weder Rousseau, Voltaire und die Encyclopädisten noch die deutschen Philosophen etwas neues verkündigt haben; sie haben nur die bereits feststehende Ansicht der Gebildeten teils in wissenschaftliche Formen gebracht, teils im Volke verbreitet. In Frankreich bestand der Unterschied zwischen der Zeit Ludwigs XIV. und der Zeit Ludwigs XV. darin, daß man unter diesem auch drucken lassen durfte, was unter jenem bloß gesprächsweise zu äußern erlaubt war.



Leipziger Pasquillanten des achtzehnten Jahrhunderts

(Fortsetzung)



ins der interessantesten Pasquille auf Leipzig, namentlich auf seine damaligen Universitätszustände, verbirgt sich unter einem Titel, unter dem niemand dergleichen sucht, weshalb es auch selbst genauern Kennern der stadtgeschichtlichen Litteratur Leipzigs meist unbekannt ist; es sind das die im Jahre 1795 erschienenen „Wanderungen und Kreuzzüge durch einen Teil Deutschlands von Anselmus Rabiosus dem Jüngern.“ Die Schrift besteht aus zwei Teilen, einem größern und einem kleinern. Der Titel paßt eigentlich nur auf den ersten, größern Teil (270 S. 8°). Dieser enthält Schilderungen aus einer ganzen Reihe deutscher Städte, namentlich Universitätsstädte, in denen sich der Verfasser längere oder kürzere Zeit aufgehalten hat, wie Nürnberg, Erlangen, Bamberg, Coburg, Erfurt, Jena, Halle, Dessau, Leipzig, Meissen und Dresden; der größte Abschnitt, fast die Hälfte (S. 141 bis 270) ist Dresden gewidmet. Der ganze zweite Teil aber behandelt ausschließlich die Leipziger Universität, namentlich die Studentenschaft, und giebt besonders von den Kreisen, die wir heute als „gelehrtes Proletariat“ bezeichnen, und die wir gewöhnlich geneigt sind für eine Erscheinung der jüngsten Zeit zu halten, ein Bild, das grauenvoll ist, und das, wenn auch manches darin übertrieben sein mag und vereinzelte Vorkommnisse verallgemeinert sein mögen, doch zeigt, daß das „gelehrte Proletariat“ damals viel größer war und in viel jämmerlicheren und unwürdigern Zuständen lebte als heute. Freilich mag es in Sachsen und in Leipzig besonders schlimm gewesen sein. „Wer sich einen Begriff davon machen